

Mitten ins schwarze Herz des Zeitgeistes

Das Syndrom
Houellebecq:
Zur Stimmungslage
der neuen
Dramatik.



Foto: Thomas Aurin

Beate Heine

Wie lässt sich der Wert des Menschen ermitteln? Ist er die Summe seiner genetischen Informationen, seines Glaubens, seiner Taten; die Summe seines Begehrens, seiner Beziehungen zu anderen, seiner zweifelhaften Erkenntnisse, seiner Markenartikel oder seiner kreativen Entwürfe? Der Mensch wird gewogen, vermessen, entschlüsselt, analysiert, evaluiert, um seinen Gebrauchswert festzulegen und um die Ressource Mensch engagierter und produktiver zu machen. Das ist der zivilisatorische Supergau, der „berichtigte Tod des Humanismus“ (Flusser), den die zeitgenössische Kunst fürchtet. So beschreibt der Franzose Francois Emmanuel in „Der Wert des Menschen“, ähnlich wie sein Kollege Michel Houellebecq in seinen thesenhaften Romanen, diese Kultur des Kalkulierens, die ihren Abdruck in der Sprache, einer soziologischen, bürokratischen Sprache, hinterlässt, und die von einer enthumanisierten Gesellschaft zeugt. Das sind die verfaulten Früchte einer reflexiven Welt, die mit ihrem technologischen und wissenschaftlichen Bemühen, das Leben unter Kontrolle zu bringen, im selben Atemzug radikale Ungewissheiten erzeugt.

Der Mensch steht unter Schock, weil ihn die rasante Entwicklung der ökonomi-

schen und kulturellen Globalisierung, die Veräußerung der intimsten Bereiche überfordert. Jedem von uns werden unentwegt existentielle Entscheidungen abverlangt, obwohl wir gar nicht wissen können, welche Auswirkungen sie haben werden. Über die psychologischen oder sozialen Folgen beispielsweise, die die Erkenntnisse der genetischen Forschung mit sich bringen, können wir nur spekulieren. Das moderne Denken nimmt Welt und Mensch punktuell und mosaikartig ins Visier, so dass sie einem Prozess des Zersetzens und Zusammensetzens unterworfen sind. Das Subjekt wird sich selbst zum Objekt. Der Mensch wird zur mentalen, sozialen und kulturellen Sache. Wahrnehmung, Urteilskraft, politische und wirtschaftliche Macht zerfallen in einzelne Elemente. Das Individuum erfährt sich dabei als beliebig teilbar – als frei schwebendes Elementarteilchen. „Als Objekt des Kalkulierens zerfließt der Mensch in sich einander überschneidende Netze von physiologischen, sozialen und kulturellen Relationen“, diagnostiziert Vilém Flusser. Genau hier setzen nicht nur Houellebecq, sondern auch der amerikanische Autor Bret Easton Ellis oder Emmanuel mit ihrer Kulturkritik an und treffen mitten ins schwarze Herz des Zeitgeistes. Der Ingenieur aus „Ausweitung der Kampfzone“ erfährt sich ohne einen festen Platz in dem globalen Gebäude, das er selbst durch seine Tätigkeit mit erschafft. Die neuere Literatur – die sich das Theater zwar in

bisher ungeahnter Geschwindigkeit angeeignet hat, ohne jedoch über die Illustration eines Lebensgefühls hinauszugehen – redet mal in zynischer, mal in verzweifelter Manier einem Kulturpessimismus das Wort. Diesem Reflex verweigert sich vielleicht nur Thomas Jonigk mit seinem Roman „Jupiter“, der das beschädigte Subjekt auf eine grausame Weise beschreibt, und dem doch ein Glauben an eine Menschlichkeit innewohnt, den seine französischen und amerikanischen Kollegen längst verloren haben. Die Welt fällt auseinander, und in der retrospektiven Sicht dieser Kulturkritik artikuliert sich die Sehnsucht nach einem unteilbaren Ganzen – und genau dies bereitet das

Der Autor, der die Ausweitung der intellektuellen Kampfzone in die deutschen Schauspielhäuser trug: Michel Houellebecq (rechts). Oben eine Szene mit Mira Partecke und Wolfgang Michalek aus Christian Pades Inszenierung der „Kampfzone“ am Staatsschauspiel Hannover.



Foto: Philippe Matsas/Opale

eigentliche kulturelle Unbehagen. Die neue Welt wird mit den alten Kriterien beurteilt, das aber scheint unmöglich. Eine optimistischere Vision von der Zukunft ist zur Zeit ziemlich unpopulär, doch vielleicht eröffnet das Zerfallen der Welt im Sinne Flussers „ein Feld für das Projizieren alternativer Welten und Menschen.“

Die Menschheit vermehrt sich rasant, beschleunigt ihre Fortbewegung – das provoziert Näheerfahrungen aller Art, auf der Straße, im Bus oder im Supermarkt. Andererseits reduziert die www.-Lebenswelt in Beruf- und Privatleben eben diese körperliche Nähe. Das führt zu unliebsamen Begegnungen, die bei Houellebecq Ekel und Abscheu auslösen. Er schafft überaus narzisstische Figuren, die jeden Kontakt, jeden Blick, jede Berührung als potentielle Bedrohung auffassen. Houellebecq, Jonigk und Ellis lassen ihre Figuren an dieser Welt schizophoren, wahnsinnig oder depressiv werden. Das Subjekt erfährt sich nur im Schmerz, im Tod oder in einer mörderischen Wahrheit als ein Ganzes. Der Bedarf nach positiv konsumierbarer Nähe und Körpererfahrung wird vor allem bei Jonigk und Ellis mit der Lust am Ekelhaften bedient. Ellis entwirft eine Welt, in der auf der einen Seite „Tabus und verbotene Reize des Ekelhaften brüchig werden“ (Menninghaus) und auf der anderen die totale „Entekelung“ angestrebt wird. In der Welt der Models in „Glamorama“ ist jeder um Jugendlichkeit, Pfirsichhaut und einen Waschbrettbauch bemüht. Lifestyle-Müll und chaotische Reizüberflutung führen zu Langeweile und Übersättigung, aber auch zu Distinktionsgewinnen in einer ästhetisierten Konsumwelt. Geschmacksurteile vermehren sich ins Unendliche und bekommen gleichzeitig eine existentielle Bedeutung verliehen. Houellebecqs Ausgabe von seinem neuen Buch „Lanzarote“, dessen Hülle aufgrund ihrer glänzenden Perfek-

tion spontan Ekel auslöst, ist letztlich die Inkarnation dieses Kulturpessimismus. Man kann nur hoffen, dass Houellebecq damit ironisch auf eine Welt des Geschmacks abzielt und natürlich auch, dass er viel Geld daran verdient.

Ästhetische Geschmacksnuancen entscheiden über Zugehörigkeit oder krasse Ablehnung und machen den einen Menschen in „Ausweitung der Kampfzone“ zum Außenseiter und den anderen in „Glamorama“ zur Attraktion, ohne dass es dafür eine plausible Erklärung gibt. Der Mensch erfährt sich in völliger Abhängigkeit von anderen, das ist die Paradoxie einer individualisierten Gesellschaft: Was ich bin, bin ich durch meine Beziehungen zu anderen. Die Auflösung aller traditionellen Bindungen führt nicht zu einer Gesellschaft, in der Individuen ihr Leben gemeinsam und frei gestalten (Žižek), sondern zu einer Verlorenheit in den Wirren der ökonomischen Verhältnisse. Die zeitgenössische Literatur entlarvt die anonyme Gewalt des Kapitalismus, die Individuen entbehrlich macht oder ausschließt. Die Marktmechanismen gelten auch für das Subjekt. Der Wert des Menschen wird über die Nachfrage bestimmt: „Nach wem kein Verlangen besteht, den gibt es nicht“, sagt Jonigks Protagonist. Auch die Sexualität muss sich den utilitaristischen Regeln des Tauschs unterordnen. „Die Sexualität ist ein System sozialer Hierarchie“, heißt es in „Ausweitung der Kampfzone“. Die paternalistische Ordnung ist aufgehoben, doch wenn man sich Houellebecqs Romane ansieht, scheint es so, dass der Niedergang bestimmter Geschlechterrollen uralten Ängsten neuen Antrieb gibt. Da die Unterwerfung und Dominanz des weiblichen Geschlechts sich gesellschaftlich nicht mehr legitimieren lässt, manifestieren sie sich in einer chauvinistischen Sprache. Frauen werden mit Verachtung, Ekel, Gewaltphantasien und Krankheit verfolgt. Auf der einen Seite fordert die hedonistische Gesellschaft von Houellebecqs männlichen Protagonisten die sofortige Befriedigung ihrer Lüste ein, aber auf der anderen Seite leben sie in ständiger Angst vor ihrem ultimativen Scheitern, und diese Bedrängnis macht sie impotent.

Die Zersplitterung der Welt bildet sich in der Sprache ab. Sie ist zu reinem Zeichenmüll degradiert. Beklagt wird der Verlust der eindeutigen Beziehung zwischen Bezeichnung und Bedeutung. „Eine Erektion sagt mehr als tausend Worte einer Sprache, die sich hinterfragend und unpräzise gibt“, heißt es in „Jupiter“. Die Sprache verhindert die Nähe zwischen den Individuen. „Sprache schafft nur Fragen,

die ich nicht zu stellen habe. Alles, was Sprache erzeugt, ist Unklarheit. Sie steht wie ein Hindernis zwischen uns“, lässt Jonigk seinen Protagonisten sagen. Der Wissenschaftler Michel in „Elementarteilchen“ fragt sich, warum er Liebe nicht empfinden kann: Da er sie nicht zu formulieren weiß. Sie alle sind emotionale Krüppel, weil sie Sprachkrüppel sind. Bei Emmanuels „Der Wert des Menschen“ endet diese Erkenntnis folgerichtig in der Sprachlosigkeit. Der Protagonist, ein Psychologe, gibt seinen gut bezahlten Job in einem großen Unternehmen auf, um sich autistischen Kindern zu widmen, deren emotionaler Ausdruck sich in selbst zugefügtem Schmerz äußert.

Pessimistische Kulturkritiker beschwören eine katastrophale Situation. Aber was wäre, wenn alle Symptome und Zeichen für den Sturz ins Bodenlose, für die kulturelle Katastrophe nicht als End-, sondern als Ausgangspunkte gedeutet würden? Wenn wir das Geworfensein in die Welt umkehrten und uns nicht mehr über uns beugten, sondern uns zu entwerfen begännen, schreibt Vilém Flusser in „Vom Subjekt zum Projekt“, einem seiner letzten Texte, in dem er sich dem Utopieverbot, das bis heute gilt, entzieht. Eine Veränderung der Sprach- und Denkgewohnheiten könnte neue Bilder und eine neue Sprache evozieren, die der Versuchung widersteht, einen definitiven Sinn zu suchen, einen festen Kern bestätigen zu wollen, sondern offene, uneindeutige Beziehungen herstellt. Die Kreativität des Menschen ist gefragt, Neuentwürfe von Wissen und Gesellschaften zu schaffen. Entfaltet werden kann dieses Potenzial in der Kunst, denn sie vermag, das Verschwundene, aber auch das Neu-zu-Denkende sichtbar zu machen. Dieses Wagnis scheint auf den ersten Blick unsicher vage und riskant, das gibt auch Flusser zu. Sich darauf einzulassen – vielleicht ist das Optimismus?



Elementarteilchen an der Kletterwand: Szene aus Frank Castorfs Inszenierung an der Berliner Volksbühne.